GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Für eine nützliche Religion : GOTT denken in postpatriarchaler Perspektive

Praetorius, Ina

2009

https://doi.org/10.25595/2344

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Praetorius, Ina: *Für eine nützliche Religion : GOTT denken in postpatriarchaler Perspektive*, in: Orientierung, Jg. 73 (2009) Nr: 3 /2009, 25-31. DOI: https://doi.org/10.25595/2344.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

ORIENTIERUNG

Nr. 3 73. Jahrgang Zürich, 15. Februar 2009

[redacted]

[redacted]

THEOLOGIE

Für eine nützliche Religion: Gott denken in postpatriarchaler Perspektive – Was ist eigentlich eine gute Religion? – Die verstörende Frage nach der Funktion von Religion – Gott als der «ganz Andere» – Zwei Thesen – Gott und die Sinnfrage angesichts des Alltags – Das Ende des patriarchalen Zeitalters – Der Vorrang des Allgemeinen vor dem Konkreten – Eine hierarchisch-dualistische Konzeption der Geschlechterdifferenz – Vom patriarchal geprägten Mythos zur Philosophie des Vorrangs des Mannes – Aktuelle Präsenz dualistischen Denkens – Der patriarchal gedachte Gott und die Tradition der Theologie – Gott postpatriarchal denken – Die Frage nach dem Sinn des Ganzen – Anknüpfungspunkte in der Tradition – Grundzüge eines dynamischen Weltverständnisses – Die befreiende Dimension des biblischen Gottesnamens – Jesu befreiende Praxis und Predigt – Die Wiederentdeckung der biblischen Tradition in der Reformation – Grammatik einer postpatriarchalen Gottesrede.

Ina Praetorius, Wattwil

[redacted]

FÜR EINE NÜTZLICHE RELIGION

GOTT denken in postpatriarchaler Perspektive[1]

Kürzlich habe ich an einem Podiumsgespräch zum interreligiösen Dialog teilgenommen. Unter kundiger Leitung diskutierten eine Rabbinerin, eine muslimische Gelehrte und ich als christliche Theologin über die Bedeutung unserer jeweiligen religiösen Anbindungen. Angeregt durch eine Artikelserie, die im Jahr 2006 in der «Neuen Zürcher Zeitung» erschienen war[2], stellte gegen Ende der Debatte eine Zuhörerin uns allen eine interessante Frage: «Was ist eigentlich eine gute Religion?»

Auch ich hatte die Serie in der NZZ gelesen. Am 16. Juni 2006 zum Beispiel hatte dort der Soziologe Gerhard Schulze geschrieben: «Früher sollte das Weltliche dem Religiösen dienen, heute neigen viele Zeitbeobachter dazu, das Verhältnis umzukehren. Religion wird als Mittel zu guten Zwecken in dieser Welt gesehen. Der moderne Staat braucht die vorpolitischen Grundlagen der Moral, sagt nicht nur der Papst. Wer glaubt, fühlt sich besser, sagt die Psychotherapie. Wir müssen uns, um wieder Orientierung und soziale Integration zu gewinnen, auf den Wertekanon des christlichen Abendlands zurückbesinnen, sagen konservative Kulturkritiker. Ohne Religion kein Begriff für Menschenwürde, sagen Kirchenführer, um ihrer Institution politische Geltung zu verschaffen. An all dem lässt sich zweifeln – aber der entscheidende Einwand lautet anders: Ist es nicht ein Kategorienfehler, gute Religion gleichzusetzen mit nützlicher Religion?»[3]

Als ich nun selbst die Frage nach der «guten Religion» beantworten sollte, hatte ich ein starkes Bedürfnis, diesem – nicht nur in der NZZ-Serie häufig anzutreffenden – theologischen Allgemeinplatz entgegenzutreten, wahre Religion sei per Definition über jegliche Funktionalität erhaben. Deshalb sagte ich ungefähr dies: «Eine gute Religion ist eine nützliche Religion in dem Sinne, daß sie uns Menschen hilft, dem Leben einen Sinn zu geben und uns friedliche und fruchtbare Beziehungen zu nahen und fernen Mitmenschen ermöglicht.»

Mir war bewußt: So oft, jedenfalls laut Gerhard Schulze, das Religiöse auf seine Nützlichkeit reduziert wird, so ungewöhnlich ist es, daß eine christliche Theologin diesen Aspekt der Religion, auch der eigenen, in den Vordergrund rückt. Denn wir TheologInnen lernen an der Universität und in unseren kirchlichen Ämtern eben dies: Der christliche Glaube ist an eine geoffenbarte Wahrheit gebunden und kann deshalb niemals in einer Funktion für die Welt aufgehen, mehr noch: er ist gar keine Religion im gängigen Verständnis, sondern etwas *ganz Anderes*.[4] Da GOTT sich in Jesus Christus ein- für allemal offenbart hat, kann unsere Aufgabe nicht darin bestehen, IHN für unsere Zwecke zu benutzen und geoffenbarte Wahrheit anzuzweifeln, wenn sie uns im Alltag nicht nach Wunsch weiterhilft. Unsere einzige Aufgabe ist es vielmehr, zu *glauben*. Und das bedeutet: uns dem GANZ ANDEREN anbetend zu unterstellen, was auch immer geschieht.

Im Wissen um diese ehrenwerte und vielfach ausführlich begründete Position habe ich auf jenem Podium dennoch gesagt, daß eine Religion dann gut ist, wenn sie uns hilft, gut zusammen zu leben. Und ich hatte das angenehme Gefühl, meine Gesprächspartnerinnen seien ob dieser Aussage erleichtert gewesen. Sie eröffnete uns nämlich die Möglichkeit, über die Alltagstauglichkeit unserer Religionen in einen Austausch zu treten, statt, jede für sich, in Ehrfurcht vor der je eigenen absoluten Wahrheit zu erstarren.

Ermutigt von diesem Gefühl einer gesprächsfördernden Entspannung möchte ich mich der Frage, ob Religion für die Alltagsbewältigung nützlich sein «dürfe», noch einmal zuwenden. Ich beschränke mich dabei vorerst auf den sogenannt monotheistischen Zugang, dem die Frage nach der religiösen Anbindung mehr oder weniger gleichbedeutend ist mit der Frage nach GOTT, und beginne mit zwei Thesen:

Erstens: Nach GOTT zu fragen bedeutet, nach dem Sinn der eigenen Existenz und dem Sinn des Ganzen zu fragen, in dem ich mich – ungefragt – vorfinde.

Zweitens: Heute, in der Zeit des ausgehenden Patriarchats[5], verändert sich die Qualität der Gottesfrage. Denn sie wird in eine neue (alte?) Matrix, ein verändertes Referenzsystem gestellt. Dadurch erscheint auch die Frage, ob GOTT nützlich oder vielmehr von allen Nützlichkeitserwägungen freizuhalten sei, in einem erneuerten Licht.

Die patriarchale symbolische Ordnung

Ich beginne mit Erläuterungen zur zweiten These: Das Problem im Kern der symbolischen Ordnung, die ich – in Anlehnung an

[1] Überarbeitete Version eines Vortrags «Die Gottesfrage als Sinnfrage», gehalten am 11. Februar 2008 im Katharinensaal in St. Gallen (Evangelisch-reformiertes Forum).

[2] Vgl. NZZ vom 23.3.2006 (Friedrich Wilhelm Graf, 43), 27.3.2006 (Bischof Wolfgang Huber, 23), 31.3.2006 (Karl Kardinal Lehmann, 43), 12.4.2006 (Christoph Türcke, 43), 27.4.2006 (Michael von Brück, 43), 28.4.2006 (Jan Assmann, 23), 27.5.2006 (Hermann Lübbe, 47), 16.6.2006 (Gerhard Schulze, 57), 5.7.2006 (Navid Kermani, 49), 27.8.2006 (Susanne Heine, 21).

[3] Gerhard Schulze, Grenzgang mit Humor. Eine Erörterung der Frage: Was ist eine gute Religion? NZZ vom 16.6.2006, 57.

[4] So der bis heute (allzu?) einflußreiche Karl Barth, z.B. in: Ders. Einführung in die evangelische Theologie. Zürich 1962, [2]1977, 61ff. u.ö.

[5] Vgl. dazu Libreria delle donne di Milano, Das Patriarchat ist zu Ende. Es ist passiert – nicht aus Zufall. Rüsselsheim 1996; Michaela Moser, Ina Praetorius, Hrsg., Welt gestalten im ausgehenden Patriarchat. Königstein/Taunus 2003; Antje Schrupp, Zukunft der Frauenbewegung. Rüsselsheim 2004; Ina Praetorius, Handeln aus der Fülle. Postpatriarchale Ethik in biblischer Tradition. Gütersloh 2005.

die Frauenbewegung und ihr zu Ehren – «Patriarchat» nenne[6], war nicht, wie häufig angenommen, die Unterdrückung von Frauen. Das wesentliche Problem dieser Weltsicht, die sich heute allmählich auflöst, besteht vielmehr darin, daß notorisch Zweitrangiges mit Erstrangigem verwechselt wurde.[7] Zum Beispiel galt im Patriarchat nicht die Natur, aus der wir alle bestehen und von der wir alle abhängig sind und bleiben, als das Erste und Wesentliche, dem wir als intelligente Naturwesen Sorge zu tragen haben, sondern die menschliche Kultur, also das, was Menschen aus der Natur gemacht haben: Maschinen, Autobahnen, Kirchen, Bücher, Bilder, Wissenschaft, Philosophie usw. Oder: Nicht die Geburt wird als Anfang eines menschlichen Lebens gedacht, sondern der Schöpfungsakt eines jenseitigen, überlegenen, unsichtbaren Wesens «Gott».[8] Nicht menschliche Bedürfnisse bilden die Mitte, um die sich die Ökonomie organisiert, sondern das generalisierte Tauschmittel Geld. Nicht aus Herkommen, Tradition und Erziehung entsteht menschliche Moral, sondern aus weltlosen «Werten und Normen» – und aus einer Vernunft, die sich, spätestens seit Kants Kritiken, für «transzendental», allgemeinverbindlich und unbestechlich hält, und interessanterweise gleichzeitig: für männlich.[9]

Diese Reihe von Verwechslungen mag auf Anhieb unzusammenhängend erscheinen. Wer mit der Tradition der Patriarchatskritik nicht vertraut ist, versteht zunächst nicht, was sie mit der Vorrangstellung des Vaters zu tun haben soll. – Der Zusammenhang besteht nun eben darin, daß sich das Patriarchat, jedenfalls in der Gestalt, die im Westen dominant geworden ist, nicht darin erschöpft, Menschen biologisch weiblichen Geschlechts von wesentlichen Teilhabemöglichkeiten auszuschließen. Vielmehr handelt es sich um eine umfassende symbolische Ordnung, die zwar an die hierarchisch-dualistische Konzeption der Geschlechterdifferenz anschließt, aber weit über die Geschlechterfrage hinaus wirksam ist, also auch dann, wenn die Beziehungen zwischen den Geschlechtern gar nicht ausdrücklich zur Debatte stehen.

Wann und wo die im Westen bis heute wirksame Form des Patriarchats entstanden ist, läßt sich nicht genau datieren. Auch die Frage, ob es davor matriarchale Gesellschaftsformationen gegeben hat, muß wohl endgültig offen bleiben, auch wenn sich immer wieder Forscher und Forscherinnen bemühen, solche Gesellschaften zu rekonstruieren.[10] Manifest ist hingegen, daß sich in den frühesten schriftlichen Zeugnissen dessen, was wir heute «die westliche Kultur» nennen, also zum Beispiel in Homers Epen, im Pentateuch oder in der Philosophie der Vorsokratiker die Vorstellung findet, Männer seien wichtigere Menschen als Frauen. Die Transformation dieses wie auch immer begründeten Gedankens in eine umfassende symbolische Ordnung wird dann exemplarisch in der Philosophie des Aristoteles vollzogen, also im Athen des vierten vorchristlichen Jahrhunderts. Im aristotelischen Denken, das man bekanntlich spätestens seit dem Mittelalter auch zur Matrix für die Auslegung der biblischen Schriften machte, zeigt sich, wie die Abwertung des weiblichen Geschlechts in eine systematische Zweiteilung der Welt und die lange, immer wieder variierte Reihe von analogen Gegenüberverhältnissen mündet, die ich gerade als typisch für die patriarchale symbolische Ordnung bezeichnet habe.

Aristoteles schreibt in seiner «Politik»[11], nachdem er sich Gedanken über das Verhältnis von Herren und Sklaven, Seele und Leib, Mensch und Tier gemacht hat: «Desgleichen ist das Verhältnis des Männlichen zum Weiblichen von Natur so, daß das eine besser, das andere geringer ist, und das eine regiert und das andere regiert wird.»[12]

Aristoteles beginnt hier ersichtlich, Analogien herzustellen zwischen verschiedenen dualen Verhältnissen: Herr und Sklave, Herrschen und Dienen, Seele und Körper, Mensch und Tier, Eltern und Kinder, Mann und Frau, Staat (Polis) und Haushalt (Oikos) verhalten sich ihm zufolge zueinander wie Höheres zu Niedrigem. Er teilt also die Welt schon recht konsequent in zwei ungleiche Hälften, von denen jeweils die eine, die männliche, geistige, *freie* als «höher» bewertet ist als die andere, die er als abhängig, schwach, weiblich und *funktional* beschreibt. Zwar gibt es durchaus Unterschiede zwischen den in Analogie gesetzten Verhältnissen: So wird aus einem männlichen Kind mit der Zeit ein Mann, es wechselt also von der Sphäre der Abhängigkeit in die der Freiheit. Dagegen wird laut Aristoteles aus einer Frau nie ein Mann und aus einem Sklaven nie ein Herr. Ihm zufolge gibt es Angehörige der Gattung Mensch, die «von Natur» Sklaven sind[13], also anderen Menschen *nützen müssen* und gehören, und ähnlich verhält es sich mit den Frauen.

Für das Verständnis der hier entstehenden Ordnung ist nun die hierarchisierende Zweiteilung als solche mindestens ebenso entscheidend wie die Frage, wer oder was im einzelnen mit welchen Argumenten für minderwertig erklärt wird. In immer neuen Varianten hat sich diese Zweiteilung bis heute gehalten, und sie ist verantwortlich dafür, daß man, vor allem im Westen, systematisch bestimmte Bereiche des Wirklichen anderen vorordnet. Deutlich erkennbar sind die Folgen der Verwechslung von primären und sekundären Wirklichkeiten heute etwa im Bereich der ökologischen Problematik: Wer, einer Jahrhunderte alten Tradition folgend, die Natur für einen blinden, «niedrigen» Mechanismus hält, der fraglos – «wie eine Frau» – funktioniert und seine Reichtümer gratis «dem Menschen» zur Verfügung stellt[14], also in seiner *Nützlichkeit* für die menschliche Kultur aufgeht, sollte sich nicht wundern, wenn schließlich das Klima sich verändert, Pole abschmelzen und Wirbelstürme ganze Landstriche verwüsten.

Um zu überprüfen, inwiefern sich die zweigeteilte Weltsicht bis heute gehalten hat, ist es hilfreich, mir selbst die Frage zu stellen, mit welchen Begriffen ich die Welt beschreibe. Wer die eigene Wahrnehmung ehrlich überprüft, wird mit Sicherheit auf etliche der gängigen begrifflichen Ehepaare stoßen: So ist es zum Beispiel üblich, zu unterscheiden zwischen gefühlsbetonten und eher intellektuellen Menschen, und bis vor wenigen Jahrzehnten war auch selbstverständlich, wem Gott oder die Natur mehr Gefühl und wem mehr Verstand verliehen hat und welche der beiden Eigenschaften dominant ist: Frauen galten als gefühlvoll, Männer als vom Verstand geleitet, und Verstand galt unbestritten als die kontrollberechtigte Tugend. Diese Zuordnung findet sich bei so verschiedenen Denkern wie Kant, Marx, Nietzsche oder Freud. Heute löst sie sich allmählich auf. – Oder: wer den Begriff «Wirtschaft» gebraucht, meint fast immer nur einen Teil der «Gesamtheit derjenigen Maßnahmen und Einrichtungen innerhalb des Kulturganzen ..., die der materiellen Erhaltung, Sicherung und Förderung des menschlichen Lebens dient»[15], nämlich diejenigen Wirtschaftszweige, die über das Tauschmittel Geld abgewickelt werden. Die «Maßnahmen zur Bedarfsdeckung»[16], die gratis, zum Beispiel in Familienhaushalten, erbracht werden, bilden nach neueren

[6] Vgl. z.B. Art. Patriarchat in: Elisabeth Gössmann u.a. Hrsg., Wörterbuch der Feministischen Theologie. 2. vollständig überarbeitete und grundlegend erweiterte Auflage, Gütersloh 2002; Elisabeth Schüssler Fiorenza, Zu ihrem Gedächtnis. Eine feministisch-theologische Rekonstruktion der christlichen Ursprünge. München-Mainz 1988, Teil I.

[7] Ausführlicher dazu: Ina Praetorius, Handeln aus der Fülle (Anm. 5), 59-80; vgl. auch: Ina Praetorius, Postpatriarchales Denken und der Klimawandel: http://www.bzw-weiterdenken.de/artikel-2-40.htm

[8] Vgl. dazu neuerdings: Christina Schües, Philosophie des Geborenseins. Freiburg-München 2008 (hier weitere Literatur).

[9] Vgl. dazu z.B. Ursula Pia Jauch, Immanuel Kant zur Geschlechterdifferenz. Aufklärerische Vorurteilskritik und bürgerliche Geschlechtsvormundschaft. Wien 1988.

[10] Vgl. z.B. Heide Göttner-Abendroth, Das Matriarchat. Bde I, II/1, II/2. Stuttgart 1989-2000. Vgl. zu einer kritischen Sicht der vorpatriarchalen Zeit z.B.: Othmar Keel, Gott weiblich. Eine verborgene Seite des biblischen Gottes. Gütersloh 2008.

[11] Aristoteles, Politik. Übersetzt und herausgegeben von Olof Gigon. München 1973.

[12] Ebd., 53.

[13] Ebd., 52.

[14] Vgl. dazu z.B.: Evelyn Fox Keller, Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft? München-Wien 1986; Sandra Harding, Das Geschlecht des Wissens. Frankfurt-New York 1994.

[15] Arthur Rich, Wirtschaftsethik II. Gütersloh 1990, 44.

[16] Art. Wirtschaft in: Der Volks-Brockhaus. Wiesbaden 1965.

Untersuchungen[17] zwar annähernd die Hälfte oder gar mehr als die Hälfte des Wirtschaftsvolumens, sind aber im gängigen Gebrauch des Wortes «Wirtschaft» bis heute nur selten mitgemeint, gelten gewissermaßen als naturwüchsig *funktionierend.*
Schließlich, um zum Thema zurückzukehren: GOTT stellte man sich viele Jahrhunderte lang als ein höheres, absolut unabhängiges männliches Wesen vor, das «oben» im Himmel, also in einer «höheren» Sphäre wohnt und von dort aus souverän über das Schicksal der Menschen bestimmt. GOTT wurde stilisiert zum Inbegriff der Freiheit, während Theologen den Menschen im Wesentlichen auf seine Abhängigkeit reduzierten, wobei dem definierenden männlichen Theologen stets der Ausweg blieb, in weltlichen Dingen seine Freiheit zu retten, indem er sich selbst, den Mann, als gott-näher, also freier definierte als das *andere,* das *funktionierende* Geschlecht. – Und genau aus diesem Grund, weil man GOTT mit weltloser Un-Bezogenheit gleichsetzte, stellt es für den klassischen Theologen nun eben eine Erniedrigung, eine Entehrung GOTTES, einen «Kategorienfehler»[18] dar, ihm eine *Funktion* innerhalb menschlicher Bezugsgewebe zuzuweisen, eine gute Religion also als eine nützliche Religion zu definieren. Denn für andere *nützlich* zu sein, gilt als «niedrig» und «weiblich».

GOTT postpatriarchal denken

GOTT im ausgehenden Patriarchat zu denken, bedeutet nun konsequenterweise, diesseits der zweigeteilten Ordnung und der entsprechenden Verwechslungen neu nach dem SINN DES GANZEN[19] zu fragen. Dabei ist es wichtig, sich darüber klar zu sein, daß die Zweiteilung der Welt, so fest sie sich in Sprache und Bewußtsein westlicher Menschen etabliert haben mag, nicht die Wirklichkeit abbildet, «wie sie ist», daß es sich vielmehr um ein Konstrukt handelt, das in historischer Zeit entstanden ist[20], sich folglich auch wieder aus den Angeln heben läßt. Auch wenn sich nicht exakt rekonstruieren läßt, wie Menschen einander vor der Entstehung der patriarchalen Ordnung die Welt, in der sie sich vorfanden, erklärt haben[21], so ist es doch von entscheidender Wichtigkeit, sich bewußt zu halten, daß es andere, nicht zweigeteilte Zugänge zur Wirklichkeit gegeben hat und gibt, die sich als Erinnerungsspuren auch in den uns zugänglichen Bild- und Textwelten und damit in unserem eigenen Bewußtsein auffinden lassen.[22] Wer sich dem Neudenken von Transzendenz diesseits der zweigeteilten Ordnung zuwendet, steht also keineswegs im Nichts, sondern kann in vielfältiger Weise an Tradition anknüpfen. Ich greife nur einige der möglichen Anknüpfungspunkte auf:
Erstens: Die Heiligen Texte, auf die Christinnen und Christen sich beziehen, sind uns in verschiedenen Sprachen überliefert. Das Neue Testament ist in griechischer Sprache verfaßt, das Erste Testament in hebräischer. Nun läßt sich zwar keineswegs eine klare Trennlinie ziehen zwischen nichtpatriarchalen hebräischen Anfängen und einem Hellenismus, der die Zweiteilung der Welt in die Bibel eingeschleppt habe.[23] Dennoch bestehen zwischen dem eher dynamischen, bewegten Weltverständnis der ursprünglich nomadischen hebräischen Sprache und dem eher städtischen Griechisch des Hellenismus, das zur Festschreibung unveränderlicher Wahrheiten neigt, wesentliche Unterschiede. In seiner Einführung ins althebräische Denken[24] schreibt Heinz Rothenbühler: «Das Neue Testament ist uns zwar griechisch überliefert, aber gedacht ist es hebräisch. Und weil es im Neuen Testament um Befreiung, Aufbruch, Umkehr, Erneuerung geht, ist es nicht irgendein hebräisches Denken, sondern ein Denken in ganz besonderen hebräischen Kategorien: nämlich in den Kategorien der Bewegung, des Geschehens, der Tat ...»[25]
Wer das Christentum aus seinen semitischen Ursprüngen heraus als eine auf Zukunft offene, dynamische, prophetische Bewegung versteht, die verfälscht wird, wenn man sie in fixe Bekenntnisformeln, Hierarchien und geschlossene Lehr- und Ritualsysteme sperrt, gewinnt überraschende Einsichten. So ist es, von diesem Zugang zur christlichen Tradition her gesehen, kein Zufall, daß die «Bibel in gerechter Sprache»[26] die Anliegen der Geschlechtergerechtigkeit und des jüdisch-christlichen Dialogs in sich vereint. Denn es handelt sich dabei nicht um zwei isolierte politische Anliegen, sondern um zwei Dimensionen der Re-Dynamisierung des biblischen Erbes. Im erneuerten Zugang zur ursprünglichen Lebendigkeit der biblischen Tradition liegt die Chance, die immer wieder überraschende *Beweglichkeit* GOTTES im Heute aufzunehmen und postpatriarchal, über die Mauern der hierarchisierenden Zweiteilung hinaus, weiter zu schreiben.
Zweitens: GOTT stellt sich in der bekannten Geschichte vom brennenden Dornbusch (Ex 3-4,17) dem Mose keineswegs als «Herr» vor, sondern als ICH BIN DA (Ex 3,14 nach Buber/Rosenzweig und «Bibel in gerechter Sprache») oder, wie es bei Luther heißt: ICH WERDE SEIN, DER ICH SEIN WERDE. Zwar haben Luther und Zwingli den Gottesnamen JHWH in ihren Übersetzungen dennoch mehr als sechstausendmal mit «Der Herr» übersetzt, und diese Engführung hat sich gehalten bis in die neuesten Revisionen der Luther- und der Zürcher Bibel. Das ändert nichts daran, daß der GOTT der Bibel etwas anderes ist als ein «Herr oben im Himmel». Im 1. Johannesbrief zum Beispiel, also ganz am Ende der christlichen Bibel, heißt es, GOTT sei die LIEBE. (1 Joh 4,8). Und ganz am Anfang der Bibel, im ersten Schöpfungsbericht steht, GOTT habe die Menschen nach seinem Bild geschaffen: «männlich und weiblich» (Gen 1,27 nach BigS). Wie aber sollte ein Gott, der die Menschen nach seinem Bild männlich und weiblich schafft, nur ein Mann sein? – Wer sich einmal befreit hat von der konventionellen Vorstellung, «Herr» sei der angemessene Name für das unaussprechliche GEHEIMNIS, entdeckt die Lebendigkeit und Beweglichkeit des biblischen Gottesbildes wieder. In 1 Kön 19 wird zum Beispiel eine Gottesbegegnung des Propheten Elija geschildert. Elija steht auf einem Berg, und an ihm zieht zuerst ein starker Sturm, dann ein Erdbeben, dann ein Feuer vorüber. In alldem ist GOTT nicht. Schließlich ereignet sich ein «leises Wehen» (1 Kön 19,12), und da verhüllt Elija sein Gesicht, denn jetzt erkennt er GOTT. Eine so anrührend poetische Geschichte ist sicher nicht angemessen übersetzt, wenn es heißt, «der Herr» sei im leisen Wehen anwesend gewesen. Das Wissen um die Dynamik der hebräischen Bibel, die GOTT nicht in ein einziges Bild einsperrt, die uns sogar ausdrücklich ermahnt, uns von GOTT kein Bild zu machen (Ex 20,4), ist gleichzeitig ein entschiedenes Ja zur Befreiung GOTTes aus dem patriarchalen Gefängnis.
Drittens: Der Gedanke, daß GOTT in Jesus Christus MENSCH, also von einer Frau geboren wurde, durchkreuzt das statische «Oben» und «Unten» der patriarchalen Ordnung. GOTT hat, so

[17] Vgl. z.B. Christof Arn, HausArbeitsEthik. Strukturelle Probleme und Handlungsmöglichkeiten rund um die Haus- und Familienarbeit in sozialethischer Perspektive. Chur-Zürich 2000.
[18] Vgl. Anm. 3.
[19] Vgl. oben These 1.
[20] Zur Entstehung des patriarchalen Monotheismus, der dem aristotelischen Denken vorausgeht und es stützt, gibt es unterschiedliche, teilweise kontroverse Hypothesen. Soeben erschienen ist eine umfangreiche Studie, die der Debatte eine neue Richtung gibt: Othmar Keel, Die Geschichte Jerusalems und die Entstehung des Monotheismus. Göttingen 2007.
[21] Vgl. Anm. 10.
[22] Im Sinne eines eindringlichen, wenn auch allzu ideologisch aufgeladenen Hinweises auf solche verlorenen, nur noch bruchstückhaft auffindbaren Bildwelten hat die feministische Matriarchatsforschung wichtige Entwicklungen in Gang gesetzt, die heute kritisch weitergeführt werden. Vgl. z.B. Gerda Weiler, Ich verwerfe im Lande die Kriege. Das verborgene Matriarchat im Alten Testament. München 1983.
[23] In den Kreisen um die «Bibel in gerechter Sprache» (vgl. Anm. 26) besteht zuweilen die Tendenz, eine solche Trennlinie vorauszusetzen, die Verantwortung für die Patriarchalisierung JHWHs also einseitig dem Hellenismus zuzuschieben. So setzt z.B. Frank Crüsemann die altorientalische Umgebung Israels als Negativfolie, wenn er die Tora als heilvollen Einbruch des Rechts in rechtlose Zustände interpretiert, wie sie seiner Meinung nach «vorher» geherrscht haben. (Frank Crüsemann, Maßstab: Tora. Israels Weisung für christliche Ethik. Gütersloh 2003, 41).
[24] Vor allem: Heinz Rothenbühler, Abraham Inkognito. Einführung in das althebräische Denken. Rothenburg 1998.
[25] Ebd., 15.
[26] Ulrike Bail u.a., Hrsg., Bibel in gerechter Sprache. Gütersloh 2006 (BigS).

deute ich mir das christliche Bekenntnis vom geborenen GOTT, gezeigt, daß er nicht unbezogen als Herr im Himmel thront. ER, SIE, ES ist vielmehr «mitten unter uns» (Mt 18,20), lebt und webt nicht (nur) über, sondern *zwischen* den Menschen. Dadurch ist GOTT nicht *weniger* frei, aber frei *in Bezogenheit*[27], wie schon im Ersten Testament, das ja Freiheit kaum als unbezogene Souveränität, sondern jederzeit als INTER-ESSE, als Einbezogensein ins «Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten»[28] versteht. Die christliche Tradition hat nun einerseits diesen Gedanken der bezogenen Freiheit GOTTES bewahrt. Er vermittelt sich zum Beispiel im Lehrsatz von der Dreifaltigkeit, der sich als Einsicht in die Beziehungshaftigkeit oder Geselligkeit GOTTES auffassen läßt, oder in der Lehre vom HEILIGEN GEIST als einer dynamischen, nicht festlegbaren Erscheinungsweise des Göttlichen. Allerdings lassen sich auch solche Ansätze, die von der Lebendigkeit des Göttlichen erzählen, jederzeit in statische Dogmatik einsperren, und das ist hinsichtlich der Trinitätslehre und der Pneumatologie tatsächlich immer wieder geschehen. Die Dogmen warten heute auf Wiederbelebung, zum Beispiel von der so genannten, allzu oft abgewerteten «Volksfrömmigkeit» her, die das biblische Erbe oft unverfälschter bewahrt hat als die hohe Dogmatik. So ist es zum Beispiel bezeichnend, daß, zumindest im deutschsprachigen Raum, das christliche Fest der Geburtlichkeit – Weihnachten – erheblich intensiver gefeiert wird als Karfreitag und Ostern, woraus sich schließen läßt, daß die Menschen den GEBORENEN GOTT lieben und verstehen und sich wenig darum kümmern, daß die offiziellen Transzendenzverwalter GOTTES Geburtlichkeit tendenziell peinlich finden und daher hinter dem hochgestochenen Fachbegriff «Inkarnation» verbergen.[29] Oder: die bekannte Dreifaltigkeitsikone von Andrej Rublev ist inzwischen auch in zahllosen westlichen Kirchen zu finden. Der menschliche, gesellige GOTT, mit dem ich mich an einen runden Tisch setzen kann, scheint uns unmittelbar anzusprechen und in den Unwägbarkeiten unserer Alltage zu helfen.[30]

Viertens: Die Reformation hat die Zweiteilung der Welt in höhere geistige «männliche» und niedere körperliche kontrollbedürftige «weibliche» Sphären im Rückgriff auf die ursprüngliche Dynamik der Heiligen Schriften ansatzweise aufgelöst. Die Reformatorinnen und Reformatoren haben erkannt, daß sich der LEBENDIGE GOTT nicht als exklusives Heil von geweihten Priestern den Menschen austeilen läßt. Allerdings haben auch die protestantischen Kirchen noch vierhundert Jahre gebraucht, um zu begreifen, daß der Bruch mit der zweigeteilten Ordnung auch bedeutet, Frauen, das vermeintlich «niedrige» Geschlecht, zum Priesteramt zuzulassen. Heute gibt es in fast allen protestantischen Kirchen Pfarrerinnen und auch schon etliche Bischöfinnen. Wer diese Entwicklung unter den säkularen Begriff der «Gleichstellung» subsumiert, greift zu kurz. Nicht daß Frauen jetzt auch tun dürfen, was bisher Männern vorbehalten war, ist der Kern dieser Entwicklung. Die Zulassung der Frauen zum priesterlichen Amt bedeutet vielmehr einen weiteren wichtigen Schritt in Richtung auf eine symbolische und reale Ordnung zu, die die Welt nicht mehr zweiteilt in kontrollierende und kontrollbedürftige, sprechende und besprochene Sphären, und damit auch auf eine Theologie und eine Frömmigkeit zu, die nicht mehr befangen ist in dem Glauben, GOTT sei ein von Männern verwalteter Mann und sitze irgendwo oben. Allerdings scheint der offizielle Protestantismus die Tragweite seiner Entscheidung noch nicht begriffen zu haben, denn eine angemessene theologische Reflexion findet kaum statt.[31] Protestantinnen und Protestanten sind zwar meist stolz auf den eigenen Liberalismus, der sie von der konservativen katholischen Hierarchie abhebt. Aber sie denken bis heute kaum darüber nach, welche Auswirkungen der ausdrücklich vollzogene Abschied von der zweigeteilten Ordnung auf den Glauben, das Gottesbild, die christliche Ethik usw. hat, weshalb Ernst Troeltsch Recht hatte, als er schon im Jahr 1906 feststellte, der Protestantismus sei voller «Prinzipienlosigkeiten und Haltlosigkeiten», die sich «bis zum heutigen Tage» fortsetzen.[32]

Der Gedanke, daß die Reformation kein zu konservierendes Endprodukt ist, sondern lediglich den Anfang des Abschieds von der zweigeteilten symbolischen Ordnung bildet, findet sich bis heute fast ausschließlich in der Feministischen Theologie, die, wie die Debatte um die «Bibel in gerechter Sprache» deutlich gezeigt hat, in weiten Teilen des offiziellen Protestantismus nach wie vor als Rand-, manchmal sogar als vergängliche Modeerscheinung gehandelt wird. Daß die «BigS» auch vom etablierten Protestantismus vorerst abgelehnt wird, ist ein deutliches Zeichen dafür, daß dieser Protestantismus sich als historisches Endprodukt mißversteht und aus den Augen verloren hat, daß die Kirche auf Zukunft offen ist, sich also ständig transformiert und selbst überschreitet. Zum Glück gibt es aber Menschen aus anderen Religionen, zum Beispiel Muslime, die uns darauf hinweisen, daß Religionen nie in sich abgeschlossen, daß sie immer offen und in Bewegung sind. Ich zitiere zum Abschluß meiner unvollständigen Aufzählung möglicher Anknüpfungspunkte für postpatriarchales Gott-Denken die muslimische Gelehrte Angelika Hassani: Viele Leute glauben, «dass es ein Konstrukt Islam gibt, quasi ein vom Himmel gefallenes Etwas mit festen Grenzen, in sich abgeschlossen, unveränderbar. Dass es ein solches Konstrukt in den Köpfen mancher Menschen gibt, ist richtig: Fundamentalisten und solche, die den Fundamentalisten tragischerweise auch noch recht geben, indem sie ‹den Islam› als ‹das Problem› ausmachen. Allerdings zerbricht dieses Kopfkonstrukt an der pluralen und dynamischen Lebenswirklichkeit der Menschen. Fundamentalisten reagieren darauf mit Wut, Hass, Feindbildern und Gewalt. Andere ... behandeln es als das, was es ist: eine Ideologie, die Gott auf ein steinernes, kriegerisches Standbild reduziert, im Gegensatz zu dem, was die meisten religiösen, spirituellen Menschen empfinden: Gott, der/die/das Lebendige, Fremde, immer auch Andere, uns Irritierende, uns und unsere Gewissheiten in Frage Stellende, und schließlich den Gott der Liebe ...»[33]

GOTT, wer ist das eigentlich?

Es wär schon immer einfacher zu sagen, was GOTT nicht ist als was GOTT ist. Aus dieser Erkenntnis hat sich eine ganze theologische Schule entwickelt, die sogenannte «Negative Theologie».[34]

[27] Ina Praetorius, Hrsg., Sich in Beziehung setzen. Zur Weltsicht der Freiheit in Bezogenheit. Königstein 2005.

[28] Hannah Arendt, Vita Activa oder Vom tätigen Leben. (1958), München 1981, 171ff. u.ö.

[29] Vgl. dazu: Ina Praetorius, In Abhängigkeit zur Welt gekommen. Warum es gut ist, die Geburt Gottes gebührend zu feiern (http://www.bzw-weiterdenken.de/artikel-8-100.htm).

[30] Vgl. dazu Ina Praetorius, Gott dazwischen. Eine unfertige Theologie. Ostfildern 2008.

[31] Die heftige Debatte um die im Oktober 2006 erschienene «Bibel in gerechter Sprache» (vgl. Anm. 26) enthüllt, wie wenig sich die etablierte akademische Theologie bisher mit den seit Jahrzehnten diskutierten Anfragen der Feministischen Theorie und Theologie auseinandergesetzt hat. Vgl. z.B. Ingolf Dalferth, Der Ewige und die Ewige. Die «Bibel in gerechter Sprache» – weder richtig noch gerecht, sondern konfus, in: NZZ vom 18./19. November 2006, 65; Ulrich Wilckens, Theologisches Gutachten über die «Bibel in gerechter Sprache», in: Elisabeth Gössmann u.a., Hrsg., Der Teufel blieb männlich. Kritische Diskussion zur «Bibel in gerechter Sprache». Feministische, historische und systematische Beiträge. Neukirchen-Vluyn 2007, 153-180. Daß die «BigS» auch in feministisch-theologischen Kreisen umstritten ist, verweist darauf, daß «das Weibliche» eben nicht, wie jahrhundertelang vermutet, eine «einheitliche Essenz» ist, sondern plural. Insofern trägt auch der innerfeministische Streit zur heilsamen Auflösung der statischen (Geschlechter-)Ordnung bei.

[32] Ernst Troeltsch, Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt, in: Ders., Schriften zur Bedeutung des Protestantismus für die moderne Welt (1906-1913). Hrsg. von Friedrich Wilhelm Graf, Volker Drehsen, Gangolf Hübinger, Trutz Rendtorff. Berlin-New York 2001, 200-316, hier: 256. Vgl. auch: Ina Praetorius, Das vernachlässigte «Grundelement aller Gesittung». Überlegungen zur Familie in Ernst Troeltschs Schrift «Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt» (1906/11), in: Georg Pfleiderer, Alexander Heit, Hrsg., Protestantisches Ethos und moderne Kultur. Zur Aktualität von Ernst Troeltschs Protestantismusschrift. Zürich 2008, 79-91.

[33] Angelika Hassani, Gott hat viele schöne Namen, http://www.bzw-weiterdenken.de/artikel-8-92.htm

[34] Vgl. dazu neuerdings: Andreas Benk, Gott ist nicht gut und nicht gerecht. Zum Gottesbild der Gegenwart. Düsseldorf 2008.

Sie beschränkt sich bewußt darauf, alle möglichen Festlegungen des Göttlichen zurückzuweisen, um GOTTES Lebendigkeit nicht durch menschliche Definitionen einzuengen. Ausgehend von dieser Einsicht ist es für Theologinnen und Theologen zur Selbstverständlichkeit geworden, (sprachliche) Bilder für GOTT nur unter der Voraussetzung zu gebrauchen, daß mit ihnen jeweils nicht alles gesagt ist. Auch Angelika Hassani schränkt ihre Aussagen über GOTT ein, indem sie sagt, GOTT sei «immer auch (das) Andere, uns Irritierende, unsere Gewissheiten in Frage Stellende».[35] Und doch sagt sie schließlich, was GOTT für sie als Muslima vor allem ist: LIEBE. Auch ich möchte von der Voraussetzung her, daß GOTT letztlich ein unaussprechliches GEHEIMNIS bleibt, sagen, als wen oder was ich GOTT, neu gedacht in postpatriarchaler Perspektive, heute erkenne:

In der bekannten Geschichte vom «reichen jungen Mann» (Mk 10,17-22) sagt Jesus von Nazaret: «Niemand ist gut außer GOTT allein.» (Mk 10,18b). Diese Aussage ist für mich zum Angelpunkt geworden, von dem aus ich als christliche Theologin sagen kann: GOTT ist nicht einfach ein undurchschaubares «Alles in Allem», der Verursacher von Kriegen ebenso wie von menschlichem Glück, einer, der uns nach Gutdünken tanzen läßt wie Marionetten. GOTT ist vielmehr GUT, und GOTT will Gutes. Wenn ich diese Aussage in Beziehung setze zum Gedanken der Geburtlichkeit GOTTES, dann kann ich weitergehen: GOTT ist nicht einfach ein fernes unverständliches GUT weit über mir, auch wenn SIE immer größer und weiter ist als meine Vernunft. GOTT ist vielmehr durch einen weiblichen Körper eingegangen ins menschliche Bezugsgewebe, wie wir alle. ER-SIE-ES lebt und webt zwischen Menschen, zwischen all den Milliarden Würdenträgerinnen und Würdenträgern, die in immer neuen Generationen zusammen mit unzähligen anderen Lebewesen die eine Erde bewohnen, die einzige Erde, die wir haben. GOTT ist der SINN DES GANZEN, die LIEBE, das INTER-ESSE, das uns alle, die wir aus ganz verschiedenen Lebenszusammenhängen kommen, verbindet. Die US-amerikanische Theologin Carter Heyward sagt, GOTT sei MACHT IN BEZIEHUNG[36], eine hilfreiche Macht, die uns das Leben erleichtern will.

Mit diesem Versuch, GOTTES «Wesen» diesseits der zweigeteilten Ordnung zu beschreiben, bin ich wieder nahe an meine anfängliche Aussage gerückt, GOTT wolle uns Menschen nützlich sein. Eine gute Religion ist eine nützliche Religion, ist eine Religion, die nicht zerstört, sondern aufrichtet, die gutes Leben für alle will. GOTT, wie SIE sich schon lange vor den Anfängen der Bibel, wie ES sich in biblischer Weisheit, in Prophetenworten, in Jesus dem Gesalbten, in vielen mystischen Visionen bis heute zeigt, ist gesellig, heilsam, zugänglich, bezogen und frei, transzendiert den vermeintlichen Gegensatz von Oben und Unten, Mann und Frau, Freiheit und Funktionalität. Damit sage ich ebenso wenig wie Carter Heyward, daß GOTT mir jederzeit verständlich und nahe, gar vereinnahmbar ist. Aber ich sage, daß ich als frommer Mensch wissen kann: GOTT ist vertrauenswürdig. Ich muß keine Angst vor IHR haben. Weshalb sonst sollte der Engel den Hirten bei Betlehem in der Nacht der Geburt des Gotteskindes zugerufen haben: *Fürchtet Euch nicht?* (Lk 2,10)

Ina Praetorius, Wattwil

[35] Vgl. Anm. 33.

[36] Carter Heyward, Und sie rührte sein Kleid an. Eine feministische Theologie der Beziehung. Stuttgart 1986, passim.

